

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1925**

250 (28.10.1925) Die Mußestunde



sonders effig hat, den Gang der Treppe auch überholen, das heißt, er kann von Stufe zu Stufe springend, schneller laufen, als die Treppe läuft. Auf der untersten oder auf der obersten Stufe angelangt, wird er mit sanfter Gewalt auf den festen Boden geschoben. Auch alle und schwache Personen sowie Kinder können die Treppen gefahrlos benutzen. Sedenfalls ist die Rolltreppe überall im „Anmarsch“, und wie wir den Berliner Unternehmungsgeist kennen, werden den ersten beiden Berliner Rolltreppen bald weitere folgen.

**Fischkämpfe.** Es ist eine flammische Spezialität, dieses Schauspiel kleiner kriegerischer Fische, die wild miteinander kämpfen und dabei die Farbe wechseln vom Hellgelb bis zur goldig schimmernden und roten Purpurfarbe. Das Londoner Aquarium besitzt verschiedene Exemplare dieser kampflustigen flammischen Fische, und damit der Kampf unblutig sei, ist das Wasserbassin durch eine Glascheibe in zwei Teile geteilt. So sehen sich die kleinen Kämpfer, verlieren ihr kühles Blut und gehen auf einander los, können sich aber wegen der trennenden Scheibe nicht töten, wie sie das möchten. Und das Publikum kann, ohne Gewissensbisse zu empfinden, dem bewachten, in fast allen Farben des Regenbogens schillernden Kampfe beiwohnen, der ohne Blutvergießen, aber unter völligem Verschlingen des Gegners mit dem Rückzug der kleineren Kämpfer endet, nachdem ihre Majerei sich ausgetobt hat.

**Die Bevölkerung der Erde.** Im Jahre 1910 betrug die gesamte Bevölkerung der Erde 1600 Millionen Seelen, im Jahre 1920: 1790 Millionen, und im Jahre 1924: 1894 Millionen. Stellt man die Bevölkerung von 1910 auf 100, dann war sie in 1920 111 und in 1924 117. Auffallend ist von 1910 bis 1924 der große Unterschied in der Zunahme der Anzahl der Einwohner in den verschiedenen Weltteilen. Eine Ausnahme, die nicht allein eine Folge des Geburtenüberschusses ist, sondern auch mit der Auswanderung und Einwanderung zusammenhängt. Die Bevölkerungszunahme betrug für Amerika 26 Prozent, dann folgen Asien, Ozeanien, Afrika und zum Schluß Europa mit 3 Prozent. Im Jahre 1924 betrug die Anzahl der Einwohner auf 1 Quadratkilometer in Europa 48,2, in Amerika 5,2, in Afrika 4,8, in Asien 24,3.

## Bücherschau

**Prof. J. Ermanski: Wissenschaftliche Betriebsorganisation und Taylorismus.** Verlag J. S. W. Diez Nachf., Berlin SW. 68. Ganzleinen 16 Mark.

Das Problem der wissenschaftlichen Betriebsführung ist in Deutschland aktuell, ja sogar brennend geworden. Zahlreiche Bücher sind bereits dieser Frage gewidmet worden. Sie wiederholen aber meist dieselben Gedankengänge. Es kommt noch hinzu, daß in allen diesen Schriften, obwohl sie unter der Färbung der wissenschaftlichen Betriebsführung stehen, gerade die Wissenschaftlichkeit zu kurz kommt oder gar nicht vorhanden ist.

Das Buch von Ermanski rollt nun zum erstenmal die Frage in ihrem vollen Umfange auf, ohne sich auf die Untersuchung einzelner Spezialitäten zu beschränken. Es behandelt das Problem auf dem Boden strenger wissenschaftlicher Grundsätze, auf denen der Verfasser seine Darlegung der Methoden einer wissenschaftlichen und zu gleicher Zeit praktisch zweckmäßigen Organisation der Betriebe aufbaut. Die vom Autor zum erstenmal konsequent angewandte Unterscheidung zwischen „Optimum“ und „Maximum“, d. h. zwischen dauernd zu lässiger und absolut möglicher Höchstleistung, zwischen Produktion und Intensität der Arbeiten, zwischen Intensivierung der Arbeit und Intensivierung der Produktion hat der gründlichen Wertung der Organisationsmethoden einen ungeheuren methodologischen Dienst erwiesen.

Als Hintergrund des Buches dient die zum erstenmal wissenschaftlich begründete, kritische Untersuchung des Taylorismus, dessen positive und negative Seiten vom Verfasser streng voneinander getrennt werden. Aber auf diesem Hintergrund gibt der Verfasser auch eine positive Darstellung der praktischen Aufgaben der wissenschaftlichen Betriebsführung und der Methoden ihrer rationellen Lösung. Dank diesem Umfange gewinnt das Buch eine große Bedeutung für die in Betriebsleben stehenden Praktiker. Aufgebaut auf einer konsequent marxistischen Weltanschauung wird diese Schrift zweifellos zu einem Handbuch weiter Kreise vorschrittlicher Arbeiter, insbesondere von Gewerkschaftlern und Betriebsräten werden. Es wird aber auch allen Technikern und Rationalisatoren sowie allen Personen, die sich mit den Fragen der Technik, der Wirtschaft und der Psychophysikologie wissenschaftlich beschäftigen, willkommen sein.

Schrittleiter: Hermann Winter, Verlagsbuchhandlung Volksfreund G. m. b. H. S. Karlsruhe, Lützenstraße 24.

## Rätfeldecke

Bilder-Rätfel



Buchstaben-Rätfel

Mit „M“ wirds immer bei uns sein,  
Mit „S“ läuft's manchmal querfeldein.

**Auflösungen der Rätfel der Nummer der 43. Woche**

Uhren-Rätfel: Anzeigenteil.

Scharade: Storchschnabel.

Richtige Lösungen fanden ein: Adolf Weißer, Karlsruhe.

## Witz und Humor

**Ein Geschichtchen vom alten Nestor.** Der Dichter des „Lumpaz Bagabundus“ hatte große Freude an kleinen Forderungen. So kam er eines Tages in die Bühnengarderobe gekürrt und fragte mit großer Wichtigkeit: „Saben Sie schon gehört, daß jetzt alle Briefe in Frankreich geöffnet werden müssen?“ „Nicht möglich! Na, so was! Aber warum denn?“ „Scholl es ihm von allen Seiten entgegen. „Ja, ja, ganz gewiß!“ versicherte Nestor schmunzelnd. „Denn wenn die Briefe nicht geöffnet werden dürften, könnte man sie ja nicht lesen.“

**Alles vergebens.** In einem Orte im Erzgebirge fragt jemand einen Vater, dessen Tochter seit Jahren schon einen Verlobten hat, ob denn nicht bald Hochzeit sei. Er winkt ab, er glaube an eine Heirat nicht mehr, denn: „Wir haben die Haustür offen gelassen, wir haben die Kammertür nur angelehnt, aber er hat ihr die Ehre nicht angetan.“ (Simplic.)

**Freiwillig gestrichen.** Vor der Haustür steht ein kleines Mädchen, das einen vorbeigehenden Herrn bittet, ihr die Tür aufzumachen. Als dies geschehen ist, fragt der Herr: „Warum kommst du denn nicht selbst auf die Klinke drücken?“ — „Weil sie freiwillig gestrichen ist,“ antwortete die Kleine.

**Das Schillerdenkmal.** Als sich die Tischen im Jahre 1918 selbständig machten, fingen sie gleich ein großes Reinesmachen an. Alles, was an Salsburg erinnerte, wurde weggeworfen, umgelegt und in die Luft geblasen. Die zu dem neuen Staate gehörenden Deutschen bemühten sich zwar energisch um die Erhaltung der ihnen teuren Standbilder Kaiser Friedrichs II., des Bauernbeherrschers. Aber die tschechische Majorität arbeitete mit unergründlicher Präzision, und bald stand kein Joseph mehr auf seinem Sockel.

Am so mehr war ich erstaunt, als ich vor kurzem in einem nordböhmischen Städtchen einen großmächtigen, granitenen Joseph sah. Einige in der Nähe stehende Buden erklärten mir das Unfassbare: „Da heeßt ich Schiller, weißt lei Joseph nimmei sein durfte; auden S' od' uf de Tuffel, dou Heeß't's.“ Und wahrhaftig, dort stand: Friedrich v. Schiller. Die klugen Stadtväter hatten den Bildhauern aus dem Innern des Landes in letzter Minute ein Kompromiß angeboten: „Laßt ihn stehn — wir machen aus ihm den Dichter Schiller, der um dieselbe Zeit lebte und ähnlich angezogen gina.“

Und so steht heute auf dem Josephs-, mein Schillerplatz Straß und stols ein Joseph II., der laut amtlicher Inschrift Schiller heißt und darum auch vom höchsten Patriotismus nicht beanstandet werden kann.

# Die Mußestunde

44. Woche

Karlsruhe, den 28. Oktober

1925

## Die menschliche Gesellschaft

Wenn du verkörpert wärest zu einem Leibe mit allen deinen Sagen und Rechten, die das Lebens-Freie schamlos frechten, damit den Toten diese Welt verbleibe:

die Gott verflucht im häßlichen Getreibe; die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten, und auf das Rad den Reformator flechten, daß er die alten Ketten nicht zerreiße.

Da dürfte dir das schlimmste deiner Glieder, fed, wie es wollte, in die Augen schauen, du müßest ganz gewiß vor ihm erröten!

Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder, der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen, du hast das Amt, zu rauben und zu töten.

Hebbel.

## Die Wunder des Amazonentales

ml. An den Ufern des Ithermodon in Kapadozien, so erzählt Herodot und Diodor, wohnte einst ein fabelhaftes Volk, das nur aus Frauen bestand, keine Männer unter sich duldete und unter einer Königin einen kriegerischen Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften plügte diese Kriegerinnen nur gelegentliche Gemeinschaften, die ausschließlich dem Zweck der Fortpflanzung geweiht waren. Die neugeborenen Knaben töteten sie, soweit sie sie nicht ihren Vätern anwandten, die Mädchen aber erzogten sie von Kindesbeinen an Krieg und brannnten ihnen die rechte Brust aus, damit sie ihnen beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei. Davon sollen sie den Namen Amazonen (Brustlose) erhalten haben. Die Ueberlieferung berichtet, daß die Amazonen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Smyrna, Ephesus und andere Städte erbeutet haben. Schon Homer berichtet von Kämpfen des Heraklions und der Phrygier gegen die Amazonen. Ihre Königin Hippolyte wurde von Herakles getötet, unter dessen ihm von Eurystheus auferlegten Arbeiten eine darin bestand, jener Königin das Wehrgehänge abzunehmen, das sie einst von Ires erhalten hatte. Unter ihrer Königin Penthesilea zogen die Amazonen, angeblich dem Priamos gegen die Griechen zu Hilfe, und auch zur Zeit Alexanders des Großen treten sie noch in Sagen auf, ja selbst im Mittelalter haben sie noch in hohem Maße die Phantasie des Volkes beschäftigt.

Nicht lange nach der Entdeckung Brasiliens durch Vincente Vassier Vinzon, einen Gefährten von Christoph Kolumbus, erreichte im Jahre 1540 der Spanier Francisco de Orellana den Lauf eines Stromes, des heutigen Amazonenstromes, den die Eingeborenen Maranon nannten. Wie er berichtete, wurde er hier in einen Kampf mit einem Frauenvolk verwickelt, das die Ufer des Flusses bewohnte. Es war der Stamm der wilden Tampusas, bei denen es zwar auch Männer gab, deren Verfassung aber vollkommen auf den Grundtönen des Mutterrechts aufgebaut war. Dem entsprechend befanden sich alle öffentlichen Aemter in den Händen der Frauen, was auf Orellana so großen Eindruck machte, daß er in Erinnerung an die launenhaften Amazonen der alten Welt den Maranon auf den Namen Amazonenstrom taufte. Orellana war es übrigens auch, der die Fabel von dem wunderbaren Goldland Dorada aufbrachte.

Neuerdings hat eine Gruppe von französischen Forschern eine Expedition nach dem Amazonenstrom unternommen. Soweit die Ergebnisse dieser Expedition bisher vorliegen, bestätigen sie nicht nur in vollem Umfange die Tatsache, daß das ungeheure Netz des Amazonenstromes eine Wunderwelt ohnegleichen ist, sondern bringen überdies eine ganze Reihe von neuen Einzelheiten bei, aus denen hervorgeht, daß viele Wun-

derwelt bei weitem reicher und phantastischer ist, als man bisher annahm.

In erster Reihe beschäftigt sich die Expedition mit der Erforschung der Umgebung von Iquitos. Dieser vorwiegend hohe Posten, den die Zivilisation bisher am Amazonenstrom zu erobern vermochte, ist vollkommen eingeschlossen von jungfräulichen Urwäldern. Der Amazonenstrom ist der einzige Fluß, der zu ihnen führt. Hier wächst der vor ungefähr zwei Jahren entdeckte Baum, dessen Harz alle Eigenschaften des Terpentinöls besitzt. Außerdem wimmelt es von mächtigen Gummibäumen. Etwas weiter stromab liegt Iacoctiara, ein kleines Dörfchen, reifenförmig angelegt an einem Ufer des mächtigen Stromes. Die Wälder, in die es gebettet ist, bestehen zum größten Teil aus wilden Nußbäumen, die die phantastische Höhe von 40 bis 50 Meter erreichen und Früchte hervorbringen, deren jede über 20, nicht selten sogar 30 Kerne enthält. Der nächste bewohnte Platz ist Manaza, eine Reize von bescheidenem Anmut und Lieblichkeit, ausgezeichnet durch das Vorkommen von Seerosen, deren Blätter einen Durchmesser von drei Metern erreichen. Sie gleichen enormen Matten von ovalen Aufschnitten und haben Ränder, die so hart sind, wie eine auf geschliffene Messerlinge. Jedes einzelne von diesen Blättern ist ohne weiteres imstande, einen erwachsenen Mann zu tragen. Im Verhältnis zu ihnen sind die Blüten klein zu nennen (immerhin 50 bis 60 Zentimeter). Am stärksten ist die Seerosenvegetation im Tapajos, einem Nebenfluß des Amazonenstroms, in dem auch sonst überaus zahlreiche Wasserpflanzen wuchern, so daß seine Oberfläche buchstäblich mit einer dicken Schicht von grünem Blatt- und Rankenwerk von fast un durchdringlicher Zähigkeit und Dicke überzogen ist. Der Tapajos ist es auch, in dem die meisten treibenden Inseln im Bereich des Amazonenstroms vorkommen. Diese Inseln erreichen nicht selten die stattliche Ausdehnung von vier bis fünf Quadratkilometer. Es ist ein seltsamer Anblick, den diese Schollenstücke darbieten, wenn sie sich langsam hin und her bewegen, je nachdem, wie die Strömungsverhältnisse und die Widerstände, die die üppige Vegetation des Flusses ihnen entgegenstellt, es mit sich bringen. Manche von diesen Inseln tragen mächtige Bäume und sind von allerlei Getier besiedelt. Die Wälder an den Ufern stellen eine fast unüberwindliche Wildnis dar, in der Pumas, Jaguare, Papageien und Affen aller Arten leben. Auch gibt es hier Spinnen, die so groß sind, den Kampf mit einem mittelgroßen Vogel aufzunehmen. Eine andere ungemütliche Mietspartei der Amazonenwildnis ist die Boa constrictor, die es hier auf eine Länge von 20 bis 25 Meter bringt, ganz zu schweigen vom Alligator, der hier in allen Größen und Spielarten haust.

Die Gewässer des Amazonenstroms beherbergen nach den Feststellungen der Expedition an 3000 verschiedene Fischarten. Der größte im Amazonenstrom vorkommende Fisch ist der Arapaima oder Pirarutu, der bis 5 Meter lang wird und ein Gewicht bis zu 500 Pfund erreicht. Sein wenig wohlschmeckendes Fleisch bildet gefaselt, geräuchert oder gedörrt einen wichtigen Handelsartikel. Bemerkenswert ist, daß auch Delphine, sowie andere typische Meerestiere im Amazonenstrom vorkommen, aber in Arten, die deutliche Unterschiede gegenüber den im Meer lebenden aufweisen. Sehr gefährlich ist eine Haiart, genannt Pirandha. Ein ungeschicklicher, aber desto originellerer Raub ist der Wota, ein Fisch, der über Wasser außerordentlich stark atmet und im Schlaf schnarcht.

Zahlreiche Indianerstämme wie die Boras, Matnas, Suitotos und Dregon-Indianer leben in kleinen und weit auseinander liegenden Siedlungen im Flußgebiet des Amazonenstroms. Zum weitaus größten Teil sind sie aber bereits zivilisiert und gehen durchaus modernen und unromantischen Beschäftigungen nach. So betätigen sie sich vielfach in der Industrie der Gummigewinnung, und sobald die vor kurzem entdeckten Goldminen am Rio Negro erschlossen sein werden, werden sie sicher auch hier ihre Arbeitskraft verbinden. Am rückständigsten sind neben den Detroit-Indianern, die erst halb zivilisiert sind, die Suitots, die feinerseit den französischen For-



her Ernst Kobuckon töteten, um seinen Leichnam dann zu verfaulen. Die Frauen der Huitotos sehen seltsamerweise die Füße einwärts, während die Männer die Füße normal auswärts setzen. Die Beine sind bei beiden Geschlechtern so stark entwickelt, daß sie mit den Füßen greifen könnten wie mit den Händen. Die Frauen geben vollständig nackt, tätowieren sich aber Bauch und Schenkel. Wenn ein junges Mädchen einen Heiratsantrag bekommt, dem die Eltern zustimmen, so wird es an einen Pfahl gebunden und dann so lange geschlagen, bis es ohnmächtig zusammenbricht. Die Ohnmacht gilt als Zeichen dafür, daß der Geist der mädchenhaften Ureife den Körper der Braut verlassen hat. Von diesem Augenblick an wird sie als Frau respektiert, auch wenn aus der Verlobung nichts werden sollte, was gar nicht so selten vorkommt. Es gibt daher unter den Huitotos eine ganze Reihe Frauen, die Jungfrauen sind.

## Pao-laf

Aus meinem chinesischen Tagebuch.  
Von Karl Salm.

Inmitten einer wilden Gebirgswelt mit Arwald-Vegetation ragt eine Höhe empor, die von der Natur mit gewaltigen Felsblöden besetzt ist. Ein Bach, aus einem noch höheren Gebiete kommend, stürzt über die Felsen und bildet einen wunderbaren Wasserfall, der rund um den Hügel seine Künste zeigt. Wie von einer Felsenwand sind diese Steintöpfe gegeschiffen, und ein jeder von ihnen könnte im Zustande wie er ist, als Monument dienen. Das Bache'sche Fabrikwesen während der Arbeit hat den grünen, weißgedeckten Marmor geglättet und zu Gebilden geformt, die riesigen, der Erde entsprossenden und dem Lichte auftretenden Pflanzen gleichen.

Nel unten im Tale rauscht der Lo-tiang, einer der vielen Nebenflüsse des Son-lang, des roten Flusses, der seine Quellen im Marco-Polo hat. Viele Felsen haben sich vom Hügel gelöst, sind hinabgestürzt in den Lo-tiang und haben so eine natürliche Brücke geschaffen. Nur kleine Boote können durch das Felsenlabirinth heuern. Im engen Tal, hart am Flusse entlang wohnen die Namiten in Bambus-hütten. Im Flusse selbst schaukeln Floße, die bei Hochwasser zur Nahrung dienen. Das Dorf ist umgeben mit einer doppelten Mauer aus drei Falltürren als augenblicklicher Schutz gegen räuberische Ueberfälle. Den Hügel bekron ein Fort mit Blockhäusern und Baracken, ebenfalls eingezäunt mit einer Bambus-Palisade. Die einzelnen Befestigungs-Anlagen bilden die Felsblöcke, die einen genügenden Schutz gegen Anriffe bieten und dem Fort Unüberwindlichkeit sichern.

Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte sich eine Gruppe Fremdenlegationäre mit einem Offizier in diese Gegend verirrt. Langsam lebten sie von Fischen und jungen Bambuspflanzen, denn Wild zu jagen verbot ihnen die zu Ende gehende Munition. Endlich fanden die Verirrten einen jener vielen Buddha-Tempel, in denen, gestützt von Götzen, sich Nahrungsmittel befinden, auf daß der arme Buddha auf seiner Wandererschaft sich laße, wenn er die Kreatur sehend, durch die Gefilde zieht. Vierzehn Männer waren es, die dann das Fort gründeten. Von ihnen hatten sich nach und nach drei Tollkühne weggegeben in der Hoffnung, in eine bewohnte Gegend zu kommen und Hilfe holen zu können. Doch keiner von ihnen war wiedergekehrt. Im Buddha-Tempel kampierten die Zurückgebliebenen, die frommen Spenden und die baldige Regenzeit erwartend. Erstere blieben aus, die letztere kam über Nacht und währte fünf lange Wochen. Zu Füßen des Standbildes des erhabenen Gottes loberte das Feuer. Grimmia, die rechte Hand drohend erhoben, sah die hölzerne Trage auf die Entweiber des Heiligtums. Der Regen fließte auf das dicke, aus Palmblättern gefertigte Dach; wild feate der Sturm und macht das Döckchen erzittern. Der Fluß stieg über seine Ufer, übersütete die Felsen und begrub die Brücke mit seinen Wogen, legte an der Pforte des Tempels, drang hinein und verlöschte das Feuer, während die nummernigen Tempelbütter auswärts waren. Als die Soldaten zurückkamen, keilerten sie auf den Opfertisch, hingen ihre Waffen an der Gottheit warnenden Arm, machten Feuer auf dem Altar und verzücherten eine heidnische Welt. Stehend, mit angesogenen Antien, gleich belenden Büßern, erwarteten die elf Verirrten ihr Schicksal. Hin und wieder erhob sich einer, griff ins Feuer. Der wenige Reis, die getrockneten Fische, die faulen Zwiebeln, letztere eine Delikatesse der Eingeborenen, gingen langsam zu Ende. Mit ihren Erzählungen waren sie auch längst fertig. Manchem verfuhrte der Offizier die Eintönigkeit mit einer Schilderung aus der Adeltenschule zu unterbrechen, doch keiner schien ihm zuzuhören. Da gab er es auf. Er harrte auf die noch immer wachsende Flut, auf das lächelnde Feuer, auf den Gott, der einst Erlösung in sich selbst den Men-

schen empfohlen hatte. Und seinen fixen Blicken folgten die Anderen. Eine Dämmerung, wie wir sie in Europa täglich zweimal erleben, sieht es in Lontin nicht. Die Dunkelheit beginnt sofort, wenn die Sonne hinter den Bergen verschwindet ist und währt bis das Tagesgelicht im Osten wieder aufleuchtet. Grauenhaft sind diese Nächte von 7 Uhr abend bis 6 Uhr morgens. Wenn die Regenzeit vorüber ist, rühen Maria und Kuba härter und schneller wie zuvor den Eurodier ausrunde. Uendiger wird die Vegetation, erschlaffender wirkt die einsehende Hitze, die den Körper mit feinen Wäschen besetzt. Die Mehrzahl der Verirrten war schon zweimal in diesem Lande gewesen, und wenn man sie fragt hätte, warum sie wieder gekommen, sie wären die Antwort schuldig geblieben. Ja, sie wissen es selbst nicht, und es muß schon so sein wie einer einst sagte: Der Teufel holt mich so wie io, deshalb läßt er mich in Lontin die Hölle schon erleben.

Der Regen ließ nach und das Wasser ging zurück. Bald haben die ersten Felsen aus dem Flusse. Fußhöher Schlammbedeckte den Fußboden des Tempels, in welchem allerhand Getier wimmelte. Da kamen sie eines Tages, erst einer, dann mehrere, schließlich ein ganzes Kubel. Schlangen mit den Schwänzen den Schlammboden bis zum Dache spritzte. Keutten nach dem Opfertisch, sperren die tierischen Rachen auf und belagerten die Elf. Schnellsten empor wie eine Weidenrute und schmatzten lustern. Uebelriechender Geier quoll aus den Mäulern, vermengte sich mit dem Schlamm und machte ihn zur gährenden Masse. Man warf Feuerbrände auf sie, da zogen sie sich zurück, kamen aber wieder. Einer warf die Buddha-Statue hinab in die wimmelnde Masse. Da bissen sie hinein, schleuderten sie umher und respektierten selbst den erhabenen Arm nicht. Die Verirrten luden ihre Lebellbüchsen und schloßen. Drei drei blieben auf dem Platz, die anderen flohen dem Flusse zu. Dort hatte sich ein Elefantens-Radener zwischen die Felsblöcke festgenommen. Nun hatten sie Ersatz gefunden und damit die Belagerten vergessen.

Das waren Aliatoren, oder Raimans, wie sie hier genannt werden. Gegen Abend verließen die Elf den Tempel. Siehen hinauf auf die Hügel und hielten Umschau. Wöllich haben sie sich an. War es nicht als Länge durch den Arwald eine Feinstare? Als schmerrere ein Horn die Duvertüre zum ermahnden Salve. Und von fernher, von wo das Signal erklangen, dröhnten Schüsse als Grau endlicher Errettung. Wer fand die Elf am Morgen unter einem überhängenden Felsen lauernd. Und lange währte es, bis der Offizier seinen Rapport seinen betretenden Kameraden geben konnte. Pao-laf ward die Stätte genannt. Ueberlebt soll es. Der der Qual' heißen. Es ist ein Fort geworden, das Felder ertrag, die man in ihrer Heimat einst Verbredher und Landstreicher getauft hatte.

Und in den höchsten Marmorblock, dicht vor dem Haupteingang, hat man die Namen jener elf Getreiden und die drei Verhoffenen gemeißelt. Ueberbleib am 1. November defilliert die dortige Garnison vor dem natürlichen Denkmal und feuert zum Gedächtnis aller toten Soldaten eine dreifache Salve hinab in das Tal des Lo-tians.

## Weinherbst am Bodensee

von Karl Birner, Konstanz.

Bei vielen Orten und auf vielen Berglagen rund um den Bodensee wächst Wein: badischer, württembergischer und bayerischer, österreichischer und guter schweizerischer. Nicht jeder Bodenseewein, kurz Seewein genannt, steht im besten Ruf. Ueber zu wenig Säuregehalt können sich viele Lagen jedenfalls nicht beschweren. Wer diese Art Seeweine nicht gewohnt ist, mag beim Trinken das Gefühl haben, als ziehe sich bei dem edlen Tun das Doch im Strampfen zusammen das man zufällig habe. Nun ja: mit der igitrischen Eleganz der Mosel, mit dem Adel des Rheins und der Vornehmheit anderer Sonnengebilde der Rebe kann sich Bodens vom Bodensee nicht messen, aber der Meersburger hat seinen Gütecharakter und hält getrost manche Probe auch mit Manavolteren Namensvettern aus. Denn nicht umsonst brennt die Sonne, wenn sie überhaut scheint, von morgens bis abends in die Meersburger Weingebirge. Dieses Jahr allerdings hat sie verlaßt sowohl hier im Süden wie weiter nördlich den Rhein hinunter, und der Wein muß es büßen. Schließlich aber kann nicht erwartet werden, daß die Natur alle Jahr die Reben gleichermaßen segnet und alle Jahre einen 1811er hervorbringt. Wäre das der Fall, nun dann gäbe es eben keinen besonders bevorzugten Tropfen.

Meersburg ist das größte Weinaebiet am Bodensee. Und den größten Rebbeis hat hier die badische Domäne (der Staat) mit über 65 Morgen; ihr folgt der Winzerverein, dann die Städte Meersburg und Konstanz mit je etwa 16 Morgen,

schließlich die Standesherrliche Salem und Wolfens mit je 15 Morgen. Und alle diese Reben bringen Weine hervor, die in erster Reihe mit den besten badischen Tropfen stehen.

Mancherorts in den Weinbaugebieten des Südens wird zum Pressen des Traubensaftes noch der Torfel benutzt. Einer der größten Torfel steht in Meersburg aus dem Jahre 1607 (nach anderer Lesart 1608); er führt den schönen Namen „Heilig-Geist-Torfel“ und war bis zum Jahre 1921 in Betrieb. Gebrauchsfähig ist er noch immer, doch hat die moderne Industrie seine Arbeit ersetzt und aleichzeitia auch die des Torfelmeisters und der Zerknechte.

Der Torfel ist ein mächtiger Bau, an dem besonders die beiden Eichenstämme von etwa 10 Meter Länge und 3 Meter Durchmesser auffallen, an deren Ende eine gewaltige feinstbeschorete Druckspindel angebracht ist. Das Torfelbett mit einem Flächenraum von 16 Quadratmeter nimmt den Traubensaft auf. Die Auspressung der Masse erfolgt ebenso trocken wie mit einer hydraulischen Presse, nur ist die Arbeit eine wertmäßigere. Wenn auf dem Torfelbett der Zutrecht oder der Torfelmeister eine Arbeit zu verrichten hat wie das Umlagern der Masse, ist es auch schon vorgenommen, doch er in eine volle Weinhande gefallen ist; im Falle eines solchen Falles sagt man, der Torfel sei schlüpfria gewesen, was immerhin glaubwürdig klingt. Ertrinken ist dabei aber noch feiner. — 315 Jahre diente dieser Weintorfel der Gewinnung des Weines. Welt- und Kirchenfürsten haben im Heilig-Geist-Torfelhaus aus den Bottichen des Heilig-Geist-Torfels wie aus der Quelle getrunken; zu vielen Kriegen hat sein Saft angefeuert, wie er auch zum Frieden den Saft lieferte: vielleicht noch heutzutage, der zum Kriege begeisterte; Bacchus' Geist von Jahrbunderten lastet in dem Torfelraum.

Eine Reise durch das unterirdische Meersburg ist von Interesse. Die Stadt Meersburg hat einen Keller mit über 600 Stollhöfen. Die Weine des Winzervereins sind in verschiedenen Kellern untergebracht mit vielleicht gegen 1000 Stollhöfen. Die Kellereien der badischen Domäne dominieren. Der Hauptkeller und der Neukeller in der Oberstadt haben Raum für 3600 Stollhöfen, in der Unterstadt ein weiterer Keller mit 2000 Stollhöfen. Diese Räume sind staatlisch und daher nur zufällig oder ausnahmsweise zu befristigen. Im Neukeller lagern 13 gleiche Fässer mit je 1300 Liter; ferner die drei Jubiläumssäfer zum goldenen Jubiläum des verstorbenen Großherzogspaars vom Jahre 1906 von je 3700 Liter Inhalt, und zwischen beiden das kleine Brina Vertkoh-Fäß mit 350 Liter; jedes ist ein Kunstwert des Handwerks. — In den großen Hauptkeller führen 52 Stufen. Dieser Doppelkeller ist in den alten Stadtkirchen meißerhaft hineingebaut. Hier herrscht das Türkenfäß, das 50 100 Liter hält; es ist ziemlich genau viermal kleiner als das Heibelberger Faß, ist aber abwehrfertig und in Gebrauch. Das lagert an Faß, die fast alle im eigenen Betrieb aus Holz deutscher Eichen aus den staatlischen Weinlagen handwerksmäßig hergestellt sind. Das ist vorzuziehen. Diese Fässer werden hundert und mehr Jahre alt, bevor sie die erste Ausbesserung oder Umbau nötig haben, und dann werden sie weitere hundert Jahre alt. Nur zwei allerbeste Fässer amerikanischer Herkunft wurden einmal beschafft; sie sind jetzt zwanzig Jahre alt und mühen schon vor einigen Jahren umgebaut werden, ihre zweite Lebensdauer wird noch kürzer sein. Auch ist der Schwund (Verdunstung) bei allen Fässern nichtbedeutlicher Herkunft sehr groß.

Das Türkenfäß verdient besondere Erwähnung. Sein Name ist eigentlich nicht richtig. Es wurde „Gem. Anno 1616“ (so steht auf dem Faß) auf der Mainau, und war damals das Etenerfäß, weil darin „die Behten“ gesammelt wurden. Zur Erinnerung an den Türkenfeger Markgrafen Ludwig von Baden erhielt das Faß vier ebenso mächtige wie kunstvoll aus Holz hergestellte Doppelstaklager: das Faß unten umfließend und links und rechts etwa zwei Meter emporreichend. Die beiden äußeren Lager sind in je einen lebensgroßen gestellten nackten Türken gestaltet, während das hintere Staklager mit türkischen Emblemen geschmückt ist. Das Holzbildhauer ist aber die Unachtsamkeit geschnitten, daß er den Türken den Ausstrahl und die langen Kattenschwanzbärte der Hunnen geber hat. —

Doch nun zum Saft selber. Der Weinstuben gibt es in Meersburg genug und der „Becher“ des Winzervereins wird wohl von jedem Fremden aufgesucht. Im Keller aber trinkt sich am schönsten, doch immer nur mit Vorsicht und Bedacht. Schon geben da und dort die Weingäster noch und verwehren den Zutritt, doch holt der Kellermeister noch einen Krug voll. Er schmeckt süß, trotz der Säure der Trauben. Zwar mit dem 1921er kein Vergleich. Solche Jahrgänge sind immer nur ein

Zeichen der Natur, daß sie auch anders kann selbst in Zeiten des Niederganges der Welt. Der 1925er aber ist ein Kind, das sich in die Gegenwart geschickt hat. Immerhin trinkt er sich zwischen Fässern, doppelt und dreimal höher als man selber ist, gut. — Am gemäßigtesten ist es nach dem Besuch der Domänenkellerei im Probierstübchen der Domäne. Es ist dies das ansehnlichste Weinstadl vom ganzen Bodensee und drum herum und wohl das einsigartigste überhaupt. Sein Besuch aber ist nur den Gästen der Domäne vorbehalten. Hier freudenst der weinlindige Kellermeister der Domäne, Herr Bastiff Fuchs, den Stoff und der Meersburger Weingewaltige des badischen Staates, der Herr Domänenrat, ist der Gastgeber. Zwei hohe Herren des edlen Bodens, die den Wein beherrschen und die auch mal bei Gelegenheiten den Wein über die Gasse herrschen lassen, wenn diese sich schwächlich beherrschen lassen. Doch in der Wahrheit des Weines befinden wir uns in dieser Weinstadl in der besten Gesellschaft, denn hier probieren schon vornovemberliche Fässern und Minister den edlen Saft Meersburger Reben, und Staatspräsidenten und Minister der nachnovemberlichen Zeit haben auch schon den Weg nach hier gefunden. Und allen ist es auf bekommen. Kein Wunder! —

Doch nun ist es auf bekommen. Kein Wunder! — An den Sonntagen haben die Weinorte rund um den Bodensee weit mehr Besucher als Einwohner. Und alle buldigen dem? Sufier, als ob es der letzte wäre, den es gäbe, als ob sich die Menschheit vor dem Weltuntergang von Sünde und Schuld freitinken wollten, als ob man alle Sorgen weghewommen wollte, als ob das Trinken bezahl würde (natürlich nicht auf alle zureichend). Die Gastsäfte reichen nicht aus: man setzt sich auf Treppen, auf einen Holzstoh, auf einen Eimer. Die Gläser reichen nicht aus und so trinkt man aus Bierkrügen und -kränen, aus Milchkannten, aus Glaschalen, aus Kompottschüsseln. Kinger, Stemmer, Koxer, Schwinger und andere Kraftmenschen unterliegen dem Sufier. Schächlerne Liebhaber (falls es noch welche gibt) werden gesprächig, Bräute geben verloren, Verlobnisse werden geschloßen und andere geben aus, und höie Schwelgermütter werden brao. Fruchlos, tapfer und frei sitzt Jung und Alt hinter dem Sufier. Aber schwandende Gestalten wandern abends zum letzten Schiff. Wie sich aber seltsame Metalle nicht vertragen, so vertragen sich auch schwandende Menschlein und ein schwandendes Schiff nicht: das Schiff ist der stärkere Teil und zieht sicher seinen Kurs, die Menschlein aber opfern, willigt oder stöhnend, Poseidon. 's ist Sufierzeit!

## Aus Welt und Wissen

**Rollende Treppen.** Berlin wird in nächster Zeit an zwei Stellen Rolltreppen aufzuweisen haben. Die eine wird bereits am 1. Dezember dem Verkehr übergeben werden. Sie wird im Neubau von Tieg in der Keinsner Straße eingebaut und führt die Käufer vom Parterre in die erste Etage hinauf. Diese Treppe kostet 100 000 Mark, kann bedeutend mehr Verkehr befördern, als eine ganze Reihe von Bahnhöfen und ist zudem bequemer, weil sich die Käufer nicht in die drangvoll fürchterliche Enge einer Bahnhöfliche hineingeben müssen. Außerdem ist der Transport auf einer solchen Treppe vollständig unfehlbar, was sich vom Bahnhöflich nicht durchaus sagen läßt. Nach den Berechnungen der Dis-Lufungs-Gesellschaft, der Herstellerin dieser Treppe, werden 7000 bis 8000 Personen in der Stunde befördert werden können. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß im Warenhaue A. Wertzheim bereits vor awansia Jahren eine Rolltreppe im Betrieb war. Diese erwies sich aber als nicht sehr praktisch. Inzwischen ist die Technik natürlich bedeutend fortgeschritten und dementsprechend hat sich auch die Rolltreppe demandelt. Das meiste Interesse wird ja wohl die Berliner Bevölkerung der Rolltreppe entgegenbringen, die von der Nord-Süd-Bahn am Bahnhof Hermannplatz angebracht wird. Die Anlage erfolgt nach dem Muster der Rolltreppen auf den Londoner Untergrundbahnen. Die Treppe am Hermannplatz besteht aus vier Abhängen, von denen zwei hinab und zwei hinaufsteigen. Die Einrichtung ist aber so getroffen, daß eine Umgestaltung stattfinden kann, so daß in Zeiten starken Verkehrs alle vier Abhänge hinab oder hinunter laufen. Wenn Berlin in den frühen Morgenstunden zur Arbeit eilt, wenn die Hochbahnstation Hermannplatz also in starkem Maße von der in der Umgebung wohnenden Bevölkerung in Anspruch genommen wird, dann dürfen wohl alle vier Abhänge zum Aufstieg unaeschaftet werden, während zu anderen Tagesstunden die Treppen ihren gemöhnlichen Gang geben werden. Die Treppen am Hermannplatz lenen je Sekunde einen Weg von etwa einem halben Meter zurück. Natürlich kann der Darzustehende, der es be-